

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 24 (1968)
Heft: 3

Artikel: Splitter und Steine
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420951>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dient schließlich auch seine Schriftstellerei. Daß es schließlich bei solchen zweckgerichteten Tendenzen bleiben sollte, daß der Schulreformer und der Schriftsteller nur der verhinderte Politiker Bitzius blieben, das ist es, was, trotz allen schriftstellerischen Erfolgen, den Kummer und die Enttäuschung seines Lebens ausmachte. Als jede Aussicht, in die Politik hinüberzuwechseln, entschwunden war, da bricht die große Verbitterung durch und lähmt mehr und mehr auch seine soziale und schulpolitische Tätigkeit und schädigt durch das Überhandnehmen negierender Tendenzen auch sein schriftstellerisches und dichterisches Vermögen. Das Wunder „Gotthelf“ besteht darin, daß ein verhindertes politisches Genie — denn das war er ursprünglich — einen großen Künstler erzeugte.

Kanzleimäßige Formen in Gotthelfs Sprache sind auf das Studium von Urkunden über Wald-, Weide- und Flurrechte und von volkswirtschaftlichen Schriften zurückzuführen, denen Gotthelf bekanntlich ein großes Interesse zuwendete, wie seine zahlreichen armenrechtlichen und volkswirtschaftlichen Abhandlungen und Polemiken im „Berner Volksfreund“, die erst unlängst entdeckt worden sind, beweisen.

Ein eher schwülstiges Pathos, das sich in seinen historischen Erzählungen breitmacht (weniger in „Kurt von Koppigen“), stammt aus seinem Predigtstil. Nicht bedeutend scheint aber der Einfluß der von ihm benutzten Piscatorbibel, in der Ausgabe von 1828, auf ihn eingewirkt zu haben.

All die zuletzt angeführten Elemente weisen Gotthelfs Schriftprosa mehr dem 18. als dem 19. Jahrhundert zu.

Splitter und Steine

„Sunlight“ ist eine bei uns seit langem bekannte Seifenmarke. Ausgesprochen wurde der englische Name (= Sonnenlicht) zu meiner Bubenzeit, als ich noch „posten“ ging, und auch heute wohl noch von vielen wie *Sunnlicht*. Peter Daleher, der Erforscher des englischen Einflusses auf unsere Umgangssprache, hat be-

richtet, die amerikanische *grapefruit* komme bei uns zum Teil als *Grepfrucht* vor.*

Dazu schreibt uns unser dänisch-schweizerischer Kollege Herr Arne Hamburger: „Jedenfalls ist die danisierte Form *grapefrugt* (dän. *frugt* = deutsch *frucht*) ganz und gar hier anerkannt. Man sollte doch im Deutschen daran denken, auch *grapefrucht* völlig zu akzeptieren. ... Die Dänen ändern also die Schreibung der ersten Silbe nicht, und die Aussprache ist annähernd englisch (gräip- oder auch gräap-).“

Ja, warum wehrt sich eigentlich die deutsche Hochsprache immer noch so heftig gegen solche natürliche Einpassungen, in denen die Volkssprache zu allen Zeiten stark war? Denken wir nur an *Abenteuer* aus mittelhochdeutsch *aventiure* (*iu* = *üü*) aus französisch *aventure* oder an schweizerdeutsche Münsterchen wie *Kanabett*, *Kafitier* (*cafetière*, Kaffeekanne), *Stuebälle* (Stabelle, an *Stuel* angelehnt), *Bachsteete* oder *Schadesfakzioon* (Satisfaktion). Oder an die köstlichen *Pfefferonen*, die man auf dem Münchener Viktualienmarkt findet (*peperoni*).

*

Die *Umkleide* (statt Umkleideraum, Umkleidekabine), die *Liege* (für Chaiselongue), die *Durchreiche* (was man bei uns „Paß“ nennt; klingt französisch, steht aber nicht im Wörterbuch). Viele reagieren sauer auf solche Wortbildungen. Warum eigentlich? Weil sie neu und fremd sind? Anderes Neues und viel Fremderes, zum Beispiel aus dem Amerikanischen, nimmt man doch so gern auf, selbst wenn man es nicht einmal auszusprechen weiß. Warum also? Weil es aus Deutschland kommt? Ist das ein Grund? Gewiß hat man „draußen“ eine Zeitlang für unsern Geschmack allzu rabiat verdeutscht, das heißt Fremdwörter (die zum Teil gar nicht mehr fremd waren) durch neu- und manchmal schlechtgebackene deutsche ersetzt...

Nun aber einmal ohne Vorurteil betrachtet: Der „Model“, nach dem *Umkleide*, *Liege*, *Durchreiche* gebildet sind, ist uns Schweizern ja sehr geläufig. Ohne weiteres bilden wir doch (besonders etwa im vertrauten Kreise) Augenblickswörter wie *Dureluegi*, *Uufhänki* (Aufhängevorrichtung), *Brootabhau* (Brotschneidemaschine) usw. usf.

*Peter Dalcher: Der Einfluß des Englischen auf die Umgangssprache der deutschen Schweiz, in: Schweizerdeutsches Wörterbuch, Bericht über das Jahr 1966, Seite 19.

Umgekehrt rücken uns die Deutschen Wortgebilde wie *der Einlad*, *der Verlad*, *der Verschrieb* auf. Mit demselben Recht oder Unrecht: Weil dieser Typus bei ihnen weniger üblich ist und sie fremd anmutet. Daß man Fremdes, Ungewohntes „dumm“, „unmöglich“ findet und ablehnt, ist eine uralte Reaktion des Menschen, der wir heute nicht mehr unbedingt und unbesehen zu folgen verpflichtet sind.

*

„Daß Z. eine ‚Führerflucht‘ nicht zuzutrauen sei, leitete das Obergericht auch vom Charakter des Angeklagten ab. Ein solches Verhalten wäre seiner Persönlichkeit nicht adäquat. Gegenüber einer solchen Begründung müssen Bedenken angebracht werden. Es ist fraglich, ob eine ‚Führerflucht‘ überhaupt unter dem Gesichtswinkel der Persönlichkeitsadäquanz betrachtet werden darf...“

Es geht uns hier nicht um die Führerflucht, sondern um die „Persönlichkeitsadäquanz“. *Adäquanz* ist also offenbar soviel wie „Adäquatheit“, Angemessenheit, Entsprechung.

Das Kunstlatein wird mindestens ebenso malträtiiert wie die Muttersprache (aus der man ein Kunstdeutsch macht). Immer stärker abgeleitete, immer länger zusammengesetzte Wörter werden gebildet — dem sich verfeinernden *Ausdrucksbedürfnis* zu genügen, heißt es. Zugegeben, die Welt, die Kultur oder doch die Zivilisation schreitet fort, mit Riesenschritten.

Versagen da nicht die Bremsen? Die sprachlichen Bremsen, wenn wir so sagen dürfen, wären: Rücksichtnahme auf den Hörer oder Leser — Geschmack — Maß — Bescheidenheit oder Selbstkritik (das heißt, daß man sich sagte: Unsere Sprache ist sehr fein ausgebildet, sie ist so reich, daß sich alles in ihr ausdrücken läßt, was man ausdrücken kann — wenn man's kann; sie hat doch wohl nicht auf mich gewartet!).

*

Römer 14, 19 in der Zürcher Bibelübersetzung:

Darumb lassend uns dem nachsträben, das zuo Friden dienet und waz zur besserung undereinander dienet. 1524.

Darumb lassend uns nach denen dingen sträben, die zuo Friden dienend. 1530.

Darum lasset uns nach denen dingen stellen, die zu Friden und unserer erbauung durch einanderen dienen. 1707.

Darum so lasset uns nach dem trachten, was zum Frieden dienet.
1868.

*Also lasset uns nun nach dem trachten, was zum Frieden, und
nach dem, was zur Erbauung untereinander dient!* 1931.

Steckt nicht in dem kleinen „so“ das 19. Jahrhundert? Altertümelnd bei bereits eingerissenem Traditionsverlust.



„Strandweg zum See“ steht an der Schipfe in der Zürich beim „Heimethuus“ an der Uraniastraße. Und von einem geplanten „Strandweg entlang dem Walensee“ las man vor einigen Jahren in der Zeitung.

Warum „Strand-“? Unter Strand versteht man im heutigen Deutschen (nach dem Grimmschen Wörterbuch) den „dem ufer des meeres vorgelagerten sandigen oder steinigen streifen, der sich über den meeresspiegel nicht merklich erhebt.“ Weiter lesen wir dort, *Strand* auf Flüsse angewandt (von Seen ist gar nicht die Rede) lebe „besonders im höheren Stil“.

Also wieder einmal ein Fall von sprachlicher Hochstapelei: Man wählt ein zu hohes Wort, weil es so schön ist... Doch selbst abgesehen von der Stillage: Weder an der Limmat noch am Walensee läuft der Weg über den steinigen Uferstreifen, den die Wellen bespülen. Es liegt also auch eine *sachliche* Ungenauigkeit vor. Warum nicht einfach *Uferweg*?

Sprache für den Bürobedarf

*oder die Spracherziehung der Bundesbeamten**

Von Dr. Ernst Steiner, Bern

Nach dem ersten Tag

Jeder Beamte wird sprachlich uniformiert. Sobald er sein Amt antritt, verzichtet er darauf, die Sprache anders zu handhaben, als es in der Verwaltung üblich ist. Tut er das nicht, erleidet er einen Sprachkollaps. Der Neuling will zwar nicht einsehen, daß

* Vergleichen Sie Heft 5/1967, S. 156/57.